


Nr. 64. Bromberg, den 19. März 1937

# Der Ruf der Heimat

**Roman von Artur Brausewetter**

(25 Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Das Fräulein Brau" — unter dieser Bezeichnung war Anna Katharina zur Unterscheidung von Ina in das Merkbuch der Hausangestellten eingetragen — „wünscht den Herrn zu sprechen", meldete das Stubenmädchen eines Morgens, als Friedrich Vandekamp bereits fertig angezogen an seinem Schreibtisch saß.

„Ich komme in dieser frühen Stunde zu dir, Vater", begrüßte ihn Anna Katharina, indem sie einen scheuen Kuß auf seine Stirn drückte, weil du ja nachher doch für niemanden von uns zu haben bist und ich gern ein Wort unter vier Augen mit dir reden möchte."

„Ein Wort unter vier Augen?" wiederholte er lächelnd. „Das hört sich ja ganz gefährlich, zum mindesten sehr spannend an."

„Weder gefährlich noch spannend. Aber wichtig ist es mir. Das will ich nicht leugnen. Es betrifft unsere Hochzeit."

„Ich weiß. Die Mutter hat sie auf den 10. September festgesetzt. Und es ist mir recht so."

„Mir aber nicht."

Er sah sie erstaunt an. Sie hatte einen so bestimmten, fast herausfordernden Ton, wie er ihn noch nie von ihr vernommen hatte.

„Und weshalb dir nicht, wenn ich fragen darf?"

„Weil — ja, es wird mir schwer, dir das mit ein paar Worten auseinanderzusetzen. Aber weil ich es nicht länger mehr allein mit mir herumtragen kann, bin ich zu dir gekommen."

„So setze dich und sage mir, was du zu sagen hast."

Mechanisch tat sie, wie er geheißen, nahm auf einem kleinen Hocker neben seinem Schreibtisch Platz.

„Ich meine", begann sie mit langsamer, die Worte wägender Stimme, „daß es nicht angeht, bei deinem leidenden Zustand hier im Hause ein großes Hochzeitsfest zu geben."

Er strich mit der Hand über ihr schlicht gescheiteltes Haar.

„Sich mal einer an! Also das meinst du! Eine so zarte Rücksichtnahme bin ich wirklich nicht gewohnt. Doch mach dir keine Sorge, mein gutes Kind!"

Aber so einfach ließ sie sich nicht beruhigen.

„Ja begreifst du denn nicht, daß es mir und gewiß auch Timm nicht möglich sein wird, auf einer großen Gesellschaft zu tanzen und uns zu freuen, indes du krank auf deinem Zimmer sitzt?"

„Du siehst zu schwarz, Anna Katharina! Ich fühle mich leidlich gesund und denke gar nicht daran, wenn ihr Hochzeit feiert, euch und mir das schöne Fest durch Krankheit und Grillen zu trüben. Ich hoffe vielmehr, frisch und wohl unter euch zu sein. Eine Verschiebung wäre mir durchaus nicht angenehm, weil ich Pläne habe, über die ich mich heute noch nicht äußern möchte."

Er sah das Befremden, das bei diesen Worten über ihre Züge glitt.

„Ja, Vater — dann verstehe ich dich nicht. Es tut mir leid, es dir sagen zu müssen. Aber ich verstehe dich wirklich nicht mehr."

Er kannte ihre Offenherzigkeit, die von jedem Falsch entfernt war, und die er immer an ihr geliebt hatte.

„Was verstehst du denn nicht an mir?"

„Du schließt dich Tag und Nacht hier in dein Zimmer ein. Niemand darf zu dir kommen. Selbst deine Frau und Timm müssen sich bei dir melden lassen wie bei einem großen feremden Herrn, oder List gebrauchen, wenn sie dich einmal sprechen wollen. Ganz abgesehen von mir, die ich wirklich ein so ganz anderes Bild von dir hatte, als Timm mich dir ins Haus brachte. Da warst du freundlich und gütig zu mir. Ich aber habe stets zu dir gehalten, deine Sache geführt, selbst gegen Timm, wenn er einmal etwas gegen dich hatte. Ist es wahr oder nicht?"

„Ich habe es dankbar empfunden."

„Jetzt aber kann ich nicht mehr mit dir mit."

„Das tut mir sehr leid", erwiderte er mit leichter Ironie.

„Die einzige, die du empfängst, die du gern um dich siehst . . . stunden-, tagelang, ist Fräulein Sentland."

Das also ist es, dachte er bei sich, sagte aber nichts mehr.

„Das kann mir gleich sein. Da hast du recht. Aber daß es andere kränkt, daß Timm, der einmal doch zu deinem Nachfolger ausersehen ist und jetzt schon deine Stelle vertreten muß, schwer darunter leidet, wenn er sich so ausgeschlossen, so deines Vertrauens ganz und gar unteilhaftig sieht, ja, hast du das denn nie überlegt?"

Ein stilles Lächeln flog um seine Lippen.

„Das ist ja eine regelrechte Standpauke, die meine kleine Schwiegertochter, der ich eine so überzeugende Beredsamkeit gar nicht zugetraut hätte, mir da hält. Verlangst du denn wirklich, daß ich mich daraufhin rechtfertige?"

„Zu verlangen habe ich nichts. Das weiß ich wohl. Aber bitten darf ich dich vielleicht, daß du mir erklärst, was für mich und die anderen nicht erklärlich ist."

Ein Hauch verhaltener Wehmut schattete über Friedrich Vandekamps Gesicht. Langsam und ohne jegliche Empfindlichkeit entgegnete er:

„Ich bin ein kranker Mann, Anna Katharina, der sich auf sein Ende vorbereiten muß. Da geht manches in mir vor, über das ich mit anderen nicht reden mag. Deshalb diese dir unerklärliche Flucht in die Einsamkeit."

Erschreckt sah sie ihn an.

„Vorhin sprachst du froher."

„Ich tat es, um dich zu beruhigen. Jetzt aber, wo ich den Argwohn nicht ganz loswerden kann, daß der Wunsch, eure Hochzeit aufzuschieben, vielleicht nur eine wohlüberlegte Einführung für dich war . . ."

„Ich habe nichts überlegt, am wenigsten eine Einführung, die ich bei dir wirklich nicht nötig zu haben glaubte."

Wie gut ihr die Zorneswelle stand, die jetzt aufglühend bis an die herb gekräuselte Stirn emporstieg!

Nein, gefallen ließ sich die schneidige Anna Katharina nichts, und an dem rechten Mundwerk fehlte es ihr auch nicht, wenn es galt, ihre Sache zu vertreten.

Nun sah er sich doch ein wenig in das Hintertreffen gedrängt.

„Es war ganz und gar nicht meine Absicht, dich oder Timm zu kränken. Wenn ich mich auch vor ihm verschloß und ihn an meinen Arbeiten nicht teilnehmen ließ, so geschah es, weil es gerade seine Angelegenheit, seine Sicherstellung war, die mir am Herzen lag. Und auch du", er machte den Versuch eines liebevollen Scherzes, „wirst dabei wohl nicht schlecht fahren."

Aber da kam er gut bei Anna Katharina an und hatte nur verdorben, wo er besser machen wollte.

„Und deshalb sitzt du hier tagein, tagaus, und zählst und rechnest und triffst Bestimmungen und verteilst und malst dir die beglückten Mienen aus, wenn wir nachher die Summen schwarz auf weiß lesen, die deine Hochherzigkeit uns schon bei Lebzeiten ausschreibt. Nein, lieber Vater, so wohl ich mich in eurem Hause gefühlt, so aufrichtig ich dich verehrt habe, über das eine bin ich nie hinweggekommen: Daß ihr meint, alles mit dem Geld in Ordnung bringen, alles mit ihm abmachen, ja, wunder wie mit ihm beglücken zu können.

„Du glaubst, mich, wenn ich einmal rebellisch werde, damit sanft zu kriegen, daß du mir mit einem freundlichen Zwinkern deiner treuherzigen Augen in Aussicht stellst, daß du mit deinem Sohn großherzig auch deiner Schwiegertochter gedenken wirst. Ich aber" — sie schnippte mit einer energischen Bewegung des Mittelfingers die Asche von ihrer Zigarette — „ich puste auf das alles. Puste auf die große Hochzeitstafel, die weder ich noch Timm brauchen, auf die prunkende Einrichtung und Aussteuer, auch auf dein vornehmes Nadelgeld. Ich will nicht euer, auch nicht Timms Geld. Eure Liebe will ich. Weiter nichts."

Ganz nachdenklich war Friedrich Vandekamp geworden.

Niemals hatte er geglaubt, daß diese kleine Person mit einer solchen Unverfrorenheit einmal ihm Dinge ins Gesicht schleudern könnte, die keiner gern hört, am wenigsten aber ein Vater, der seinen Kindern eben ein beträchtliches Erbe ausgesetzt hat.

„Ich danke dir für deine geharnischte, aber von deiner anständigen Gesinnung zeugende Philippika. Ich werde mich zu bessern suchen. Bist du jetzt zufrieden?"

Sie erhob sich von dem Hocker, auf dem sie bis jetzt gesessen, trat auf ihn zu, schlang den Arm um seinen Hals, küßte ihn in aufwallender Herzlichkeit.

Von der Diele her vernahmen sie Frau Dörthes Stimme, die gewiß nach der Säumigen fragte und verwundert war, daß sie sich, wo man sie zu allerlei Anproben und sonstigen Verrichtungen so nötig brauchte, den ganzen Morgen noch gar nicht hatte sehen lassen.

So wollte sie sich schnell verabschieden.

Er aber hielt sie zurück.

„Eins, mein liebes Kind, möchte auch ich dir noch sagen, nachdem du mir so nachdrücklich ins Gewissen geredet. Oder vielmehr zweierlei: Bist du einmal Timms Frau geworden, so mache, gleichviel wohin deine Neigung und deine Fähigkeiten dich ziehen, seine Welt zu der deinen. Wenn Mann und Frau in zwei Welten leben, und jeder in der seinen sich zu Hause fühlt, ohne Sehnsucht nach der des anderen zu empfinden, ist es schon um ihr Glück geschehen. Und das zweite: Nimm die Liebe deines Mannes nie als etwas Selbstverständliches, dir durch die Trauung oder das Gesetz Gehöriges. Sondern kämpfe um diese Liebe, als müßtest du sie dir jeden Tag aufs neue erobern. Nur so wird sie dir zum sicheren Besitz werden. Nimm diese beiden Anmerkungen deines Schwiegervaters mit als etwas, das ihm in der Stille dieser Tage und seiner Krankheit geworden ist."

*

Und wieder war große Auffahrt vor dem Hause am waldigen Bergknie. Die Hochzeit wurde mit großem Glanz gefeiert. Doch Vandekamp war mit seinen Gedanken allein. Er sah sein Schicksal mit einer Gelassenheit, die in diesen letzten Tagen bis zu einer heiteren Ruhe des Gemütes gediehen war, daß er sich — es war komisch und wirklich nicht zu fassen — auf dies völlige Abgetrenntsein von allem, was bisher die Arbeit und Mühe seines Daseins ausgemacht, dies Alleinmitsichsein, dies Wandern und Wallen in ferne Länder, von deren Schönheit und lieblichen Reizen er bisher nur in Büchern gelesen oder von seiner Frau sich hatte erzählen lassen, sie aber nie mit seinen Augen geschaut, daß er sich auf das alles geradezu zu freuen begann. Und daß der Gedanke, daß sie nur von kurzer Dauer sein würde, diese Freude wunderbar steigerte. Der Mensch ist ein Widerspruchswesen, und der Kranke vielleicht am meisten.

Morgen in der Frühe, wenn alles hier schlief, stand sein Wagen vor der Tür. Sein Koffer war gepackt. Es war keine große Mühe gewesen. Denn nach seiner Gepflogenheit aus alten Tagen nahm er nur einen einzigen mit, den er immer bei sich haben konnte; das andere konnte er unterwegs sich leicht beschaffen.

Er saß längst wieder an Anna Katharinas Seite, sprach mit ihr, sprach mit seiner Frau oder Philipp Brackmann, als wäre nicht das geringste geschehen.

Als aber Frau Dörthe dann die Tafel aufhob, fühlte er sich bald überflüssig und begab sich in sein Schlafzimmer, um ungestört die letzten Vorbereitungen für den nächsten Morgen zu treffen.

Er hatte sich an seinen Schreibtisch gesetzt, um noch einige Bestimmungen in betreff des Geschäfts, die ihm während des Essens eingefallen waren, an Söna Sentland aufzuzeichnen.

Mit einemmal sah er, daß er nicht allein war. Ina stand neben ihm.

In seiner Arbeit versunken, hatte er sie nicht gehört. Jetzt aber fiel ihm auf, wie bleich ihr Gesicht über dem rosa Taftkleid, wie ernst und traurig der Ausdruck ihrer großen Augen war.

„Du gehst von uns, Vater?"

Nun war er doch betroffen und geriet in eine so starke Verlegenheit, daß er nicht wußte, was er ihr erwidern sollte.

„Wer hat es dir gesagt?"

„Es brauchte mir niemand zu sagen. Ich wußte es längst. Seit dem Tage, da der Professor zum zweiten Mal zu dir kam, wußte ich es. Nimm mich mit! Um alles in der Welt bitte ich dich, Vater, nimm mich mit!"

Er kannte seine Tochter. Worte machte sie nicht. Es war eine wohlüberlegte Bitte, in der zugleich etwas Forderndes war.

Aber noch etwas anderes war in ihr: das scheue, stammelnde Hervorbrechen ihrer Liebe zu ihm. Und das ergriff ihn.

Eine Sekunde war es, als schwankte er.

„Nein", erwiderte er dann mit hörbar aufgestachelter Kraft. „Ich reise allein. Allein will ich leben und allein..."

„Sterben", ergänzte sie tonlos.

Nun war es still zwischen ihnen geworden. Sie hatte sich auf den Rand seines Bettes gesetzt, ihre Finger nestelten an dem Perlbesatz ihres Kleides.

„Ich hatte mir gedacht, daß du mir das antworten würdest. Aber ich fühle mich stark genug."

„Laß uns den Abschied nicht schwer machen. Das gerade war es, was ich vermeiden wollte. Gib mir noch einmal die Hand, mein liebes, tapferes Mädchen. Laß mich noch einmal in dein Auge schauen. So werde ich dein Bild mit mir nehmen, und du wirst mir nahe sein, so weite Räume uns auch trennen. Und nun, ich bitte dich, geh zu den anderen."

*

Eine Tanzpause war eingetreten. Man stand in Gruppen, nahm von den Erfrischungen oder ließ sich an kleinen Tischen nieder, an denen Kaffee gereicht wurde.

Da sah sie eine Gestalt in schwarzgeschlossenem Rock nahen, die spähend Umschau hielt, als suchte sie jemand.

Sie wußte, daß sie es war, die Pfarrer Wendland suchte.

„Finde ich Sie endlich! Den ganzen Abend waren Sie unsichtbar. Oder vielmehr, Sie hüllten sich in Unnahbarkeit, die ich nicht zu durchbrechen wagte. Ich hätte Sie so gern, wenigstens für kurze Zeit gesprochen. Haben Sie etwas Trauriges erfahren?"

„Zum mindesten etwas Schweres."

„Wenn Sie es sagen, dann muß es wirklich etwas Schweres sein. Und wenn Sie sich mir gegenüber aussprechen, wenn Sie mir vertrauen könnten . . ."

„Ich glaube . . . ich könnte es."

„So bleibe ich natürlich. Und bleibe gern."

„Aber nicht hier inmitten dieser tanzenden und lärmenden Menschen. Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir drüben in das Bibliothekzimmer. Dort wird uns niemand stören."

Sie wartete keine Frage von ihm ab.

„Mein Vater geht von uns."

„Geht von Ihnen? Ich verstehe Sie nicht ganz."

„Es ist nicht seine Krankheit allein. Es muß etwas anderes sein, über das ich unaufhörlich grüble und das ich nicht zu ergründen vermag. Als ich ihn bat, flehentlich bat, mich mitzunehmen, damit ich um ihn sein und ihn pflegen könnte, lehnte er es ab."

„Und das hat Sie gekränkt."

„Ja . . . es hat mich gekränkt . . . tief gekränkt."

„Vielleicht will er allein sein."

„Aber in diesem Zustand! Und daß er sich gerade jetzt von uns trennt, wo er weiß . . ."

Sie sprach den Satz nicht zu Ende. Ein verhaltenes Leid war in ihr, das sie nicht aufkommen lassen wollte.

„Sie sollten die Sache ruhiger ansehen"

„Ich habe mich bemüht es zu tun. Aber immer wieder taucht die eine wartende Frage auf: Warum geht er von uns? Warum will er niemanden mitnehmen, nicht einmal mich, die ich ihn darum bat . . . Hat er kein Vertrauen zu mir? Glaubt er, daß ich einer solchen Aufgabe nicht gewachsen sein würde? Er irrt. Ich wäre es. Ich fühle mich stark genug . . ."

„Ich weiß es", sagte er, und eine warme Überzeugung klang durch die wenigen Worte.

Sie blickte über ihn hinweg in die stille Dämmerung des nur von einer grün beschatteten Tischlampe beleuchteten Zimmers.

Dann aber, das furchterfüllte Auge mit einem hilfesuchenden Blick auf ihn gerichtet:

„Ich habe eine so entsetzliche Angst!"

„Angst . . . wovor?"

„Vor etwas . . . das kommen wird . . . kommen muß!"

Nie hatte sie ihm ihr Innerstes so aufgeschlossen. Und gerade weil er wußte, wie sie stets darauf bedacht erschien, ihre Seele zu verbergen, hatte diese jähe, unvermittelt hervorbrechende Erregung etwas Ergreifendes für ihn.

„Er geht nicht in seinen Tod."

„Woher wissen Sie das?"

„Eine innere Stimme sagt es mir. Es gibt Stimmen, die zu uns sprechen, wenn wir nur Ohren haben, sie zu hören. Sie kommen von oben . . . aus unerforschlichen, unerklärlichen Höhen. Aber sie sind stärker und vernehmbarer als alle Stimmen, die von unten kommen und von den Menschen. Solche Stimme ist mir geworden und hat mir in einer Stunde, da ich um Ihres Vaters Seele rang, mit wunderbarer Klarheit die Gewißheit ins Herz gegeben: daß er nicht sterben wird, sondern leben."

Etwas weltentrückt Seherisches war in seinem von ihr abgewandten, ganz in sein Inneres gesenkten Auge, die Kraft einer Zuversicht, die nichts zu erschüttern vermochte.

Da fühlte sie, wie die Furcht von ihr wich.

„Nein", sagte sie langsam wie unter dem Banne seiner Worte: „Er wird nicht sterben."

*

Ein Mann marschiert in die weite Welt.

Was will er da?

Er will lernen, was die meisten Menschen niemals lernen, und würden sie alt wie Methusalem, was sich so einfach anhört und worin doch die ganze Weisheit und der einzige Inhalt des schnell dahinfliegenden Daseins besteht: Er will lernen zu leben und zu sterben.

Ja, das wollte Friedrich Vandekamp. Dazu ist er ausgezogen.

Er sitzt in einem Abteil 1. Klasse des D-Zuges. Er will allein sein, allein sein und sich ausstrecken können. Den Schlafwagen meidet er nach seinem Anfall, der damals auch über Nacht und ganz unvermutet kam. In dem großen, luftigen Abteil, in dem er die Fenster nach Belieben öffnen und wieder schließen kann, ist es ihm wohler und behaglicher. Aber schon die Erwägung: Ob er es sich nicht doch hätte billiger einrichten können, störte den Genuß, allein in einem so vornehmen Abteil zu sitzen. Er war eben gewohnt, zu rechnen, und war sein Leben lang sparsam gewesen.

Aber die Sparsamkeit steht haarscharf auf der Grenze zwischen den guten und bösen Geistern. Das leiseste Übergewicht zieht sie schon jenseits der Linie. Es gehört eine Kunst dazu, das Geld zu verdienen. Aber eine größere dazu, es ausgeben zu können. Und so geschickt Friedrich Vandekamp die erste geübt hatte — ob er die zweite lernen würde?

(Fortsetzung folgt.)

# Die Tänzerin.

Erzählung von Wolfgang Federau.

Die Oberin des Sanatoriums war eine derbe, breitschultrige Frau mit einem Anflug von Bart auf der Oberlippe, und sie konnte auf zartere Gemüter, die ihr zuerst gegenüber traten, wohl etwas abschreckend wirken. Aber dieser erste Eindruck verlor sich rasch genug, und man erkannte, daß diese Frau wie geschaffen war für ihren verantwortungsvollen Posten.

Sie hatte auch Humor, und darin traf sie sich mit dem Doktor Reimer, dem Besitzer und Chefarzt des Unternehmens. „Lachen", pflegte er zu sagen, „Lachen ist eine der besten Medizinen, die es gibt, und befördert auf ungeahnte Weise jeglichen Genesungsprozeß."

Der Oberin war es zuzuschreiben, daß die etwa fünfzig Männlein und Weiblein des Sanatoriums während ihrer nachmittäglichen zweistündigen Liegekur draußen auf den Veranden bunte Reihe machten mußten. „Es ist dann nicht so schrecklich langweilig", meinte die Oberin lächelnd.

Jedenfalls war es diesem Umstande zuzuschreiben, daß Straten, der eben erst Aufnahme in dem Sanatorium gefunden hatte, sich schon am Nachmittag des nächsten Tages neben einer jungen Frau — oder war es ein Mädchen? — wiederfand, die sich, allen Anzeichen nach, der besonderen Fürsorge der Oberin erfreute.

Straten machte seine schönste Verbeugung zu seiner Nachbarin, ehe er von geschickten Händen eingemummt wurde. Die Frau, — nein, es war doch ein Mädchen — nickte dankend, doch glitt kein Lächeln über das müde Gesicht.

Dieses Gesicht — das einzige, was Straten von seiner Nachbarin wahrnehmen konnte — hatte es ihm angetan. Es rührte ihn auf eine merkwürdige und erregende Art an, und lange Zeit lag er, in das dunkle Grün des nahen Tannenwaldes starrend, und zerbrach sich den Kopf darüber, woran es liegen mochte, daß dieses Antlitz ihn nicht losließ. Es war nicht schön, nicht einmal regelmäßig, die Nase zweifellos etwas zu groß und das Kinn zu stark ausgeprägt. Aber den herben Eindruck dieser kleinen Mängel milderte das sanfte Feuer der dunkelbraunen Augen, über deren Iris ein leichter, feuchter Schleier zu liegen schien, und die ruhige Strenge des Antlitzes wurde, wenn das Mädchen sprach, sogleich von innen her belebt und gelockert.

Natürlich sprachen die beiden, besonders am ersten Tage, wenig miteinander — teils lag es an der Kälte, die hemmend wirkte, teils an dem Verbot, sich während der Liegekur zu unterhalten.

Aber das Verbot wurde — trotz der Oberin — natürlich von niemand ganz beachtet, und schon an einem der nächsten Tage wechselte Straten mit seiner Nachbarin in langen Zwischenräumen ein paar Bemerkungen, die über Erkundigungen nach dem gegenseitigen Ergehen hinaus gingen.

Es waren übrigens diese zwei oder drei Stunden auf der Terrasse, die einzigen, an denen Straten die junge Dame zu sehen bekam. Sie wurde vor den anderen Patienten hinausgebracht, lag schon immer warm eingehüllt auf ihrem Platz, ehe Straten ankam, und sie verließ ihren Stuhl als letzte, langsam und etwas mühselig schreitend, auf den Arm der Oberin oder einer der Pflegeschwestern gestützt. Ihre Mahlzeiten nahm sie in ihrem Zimmer ein, und auch sonst wurde sie in den gemeinsamen Aufenthaltsräumen nie gesehen.

Straten hätte die anderen fragen können, wie sie hieß und warum sie so bevorzugt behandelt wurde. Aber er tat es nicht — gerade das kleine Geheimnis, das dieses Mädchen umwitterte, machte ihm Freude.

Aber dann, nach einer Woche oder mehr, als Straten mit Doktor Reimer in dessen Privaträumen in eine längere Unterhaltung geriet, konnte er seine Neugier doch nicht länger bändigen und erkundigte sich nach seiner Nachbarin.

„Die kennen Sie nicht?" wunderte sich der Arzt, und er sah seinen Patienten mit ehrlicher Überraschung an. „Aber das ist doch . . ." Und er nannte den Namen, den sehr bekannten Namen einer Tänzerin, die in der Oper der nahen Provinzialhauptstadt eine wesentliche Rolle spielte und deren Bild sogar gelegentlich in den illustrierten Blättern erschien.

„Deshalb also", dachte Straten, „kam mir ihr Gesicht auf den ersten Blick so vertraut, so bekannt vor." Und er wagte die weitere Frage, was diesem noch jungen und doch zweifellos körperlich durchtrainierten Wesen denn eigentlich fehle.

„Rheumatismus", sagte Doktor Reimer langsam, „ein besonders schwerer Fall von Rheumatismus. Der ewige Zug auf der Bühne, müssen Sie bedenken, und dann oft oder eigentlich immer nur sehr leicht bekleidet."

„Schlimm, schlimm", meinte Straten. „Sicher wird sie wohl noch geraume Zeit ihrem Beruf fern bleiben müssen."

Da sah der Arzt ihn fest an. Sein Gesicht wurde hart, vielleicht weil er verdecken wollte, was er empfand. „Ich hoffe sehr", meinte er, „daß es mir gelingen wird, sie einigermaßen in Ordnung zu bringen! Aber tanzen . . . tanzen wird sie nie mehr können. Wenigstens als Berufstänzerin — das geht nicht mehr."

Straten erschrak. „Das ist schwer für solch einen Menschen", stammelte er. „Weiß sie es denn?"

„Ich habe ihr nichts gesagt, nicht einmal angedeutet", erwiderte der Arzt, mit den Achseln zuckend. „Vielleicht ahnt sie es."

Mit hängenden Schultern ging Straten auf sein Zimmer. Die Unterhaltung mit dem Arzt hatte sein seelisches Gleichgewicht empfindlich gestört, und er schlief sehr unruhig. Mehrere Male erwachte er mitten in der Nacht, und dann sah er das Gesicht der Tänzerin vor sich — dieses von Trauer überwehte, kluge und stolze Gesicht.

Er sah es wieder, am nächsten Mittag, und vielleicht war es das Wissen um das schwere Schicksal der Tänzerin, das ihn so sehr bewegte, daß er besonders herzlich, besonders teilnehmend mit ihr plauderte.

Die Kälte war in den letzten zwei, drei Tagen vielleicht noch bitterer geworden. Und plötzlich sah Straten, wie das Mädchen mit einer jähen Bewegung die schützenden Decken fortschleuderte und ihren schmalen, nur von dem dünnen Kleid beschirmten Körper der beißenden Luft preisgab, während Tränen über ihr vollkommen unbewegtes Antlitz strömten.

Niemand sonst hatte den Vorgang beobachtet — die anderen lagen etwas abseits, sie schliefen wohl auch. „Um Himmelswillen!" stieß Straten leise hervor, „was tun Sie da?" Er sprang auf und mühte sich, die Decken wieder über die Weinende zu breiten.

Sie antwortete nicht, ließ alles widerstandslos mit sich geschehen, sah nur mit einem Blick vollkommener Hoffnungslosigkeit zu Straten auf. Und dann geschah etwas, was Straten selbst nie für möglich gehalten hätte. Es geschah, daß er sich zu der Tänzerin herabneigte, daß er stammelnd, schluchzend beinahe sagte, er liebe sie, er habe sie vom ersten Augenblick an, da er sie gesehen hatte, geliebt, und er würde nicht leben können ohne sie. Ungläubiges Staunen noch stand erst in ihren Augen, da beugte er sich zu ihr herab, küßte ihren Mund, der kühl war und frisch und wunderbar weich, ihre Arme hoben sich ihm entgegen, zögernd zuerst, und schließlich erblühte ein wundervolles Lächeln auf ihren Lippen.

Straten rückte seinen Stuhl dicht an den ihren, er hielt ihre Hand umschlungen, er sagte, er sei glücklich und hoffe, auch sie sei es und werde es in alle Zukunft bleiben. Und dann sprachen sie von dieser ihrer Zukunft, wie sie sie gestalten wollten, und zuletzt — ein spitzbübisches Lächeln zuckte dabei über Stratens Mund — meinte er: „Aber ich mag nicht teilen mit anderen, ich liebe dich viel zu sehr. Und deshalb, ja, das mußt du mir versprechen: deine Laufbahn als Tänzerin, die — die gibst du auf, ja? Ich weiß, daß es dir schwer fallen wird, aber du liebst mich doch, nicht wahr?"

„Ja", flüsterte sie und nickte heftig und erlöst. „Ich liebe dich. Und ich verspreche es dir — alles, was du willst, verspreche ich dir."

Dann, wenig später, kam die Oberin, und Straten erzählte, daß sie beide sich eben verlobt hätten, Doktor Reimer bekam es auch sofort zu hören, und am Abend gab es ein lustiges kleines Verlobungsmahl in dem großen Speisesaal.

---

## Der Dichter an die Erde.

Ich hebe ahnend deine stumme Scholle,
Die, ew'ger Kräfte voll, lebendig überquillt,
Und staune, wie dein Leib, du gnadenvolle
Verwandte Erde, reich an goldnen Früchten schwillt.

Ich fühle, wie du, alter Urschoß, kreisest,
In sel'ger Werdelust gestaltend dich erneu'st,
Den leeren Tod zu neuem Wesen reißest,
Den stumpfen Stoff mit Atem hold bedräust.

In dir geborgen ahne ich die künft'gen Zeiten,
Das kommende Geschöpf, erhöhtem Sinn geweiht,
Und edle, bessere Geschlechter aus dir schreiten
Zu Kampf und Tanz und freier Herrlichkeit.

Ich folge meines Blutes dunkelm Rufe
Und lausche, wie daraus die Erde mich berührt,
Und weiß mich dienen wie im Fels die Stufe,
Darüber Gott ein Volk in seine Nähe führt.

Hans Watzlik.



## Bunte Chronik

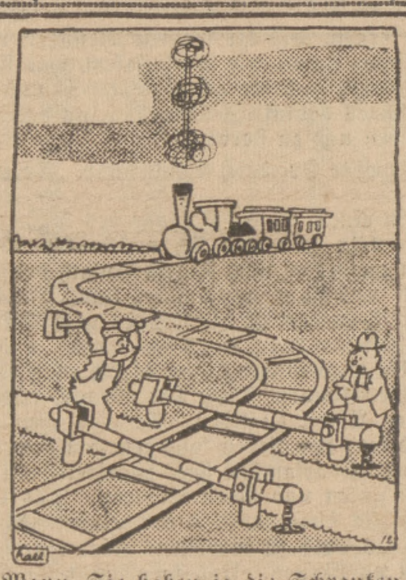


**Flugplanmäßig in 28 Tagen um die Welt.**

Als letztes Glied in der Kette der rings um die Erde gespannten planmäßigen Flugverkehrslinien fehlt seit der im Vorjahre erfolgten Eröffnung der Flugstrecke San Franzisko—Manila nur noch das verhältnismäßig kurze Stück Manila—Hongkong. Nach amerikanischen Meldungen stehen die wegen regelmäßiger Befliegung dieses letzten Teilstückes des transpazifischen Flugdienstes der Pan-american Airways mit der Chinesischen Regierung geführten Verhandlungen jetzt unmittelbar vor dem Abschluß. Man wird also voraussichtlich noch in diesem Jahr planmäßig, d. h. nach feststehenden Flugzeiten, etwa von Frankfurt a. M. über Südamerika—San Franzisko—Honkong—Athen rund um die Erde fliegen können und dafür nicht mehr als 28 Tage benötigen. Die Kosten für diese Flug-Weltreise werden einschließlich Verpflegung und Übernachtungen rund RM. 7200,— betragen, das ist nicht allzuviel mehr als eine Weltreise zu Schiff, die wenigstens etwa RM. 5000,— kostet aber ein Mehrfaches an Zeit erfordert. — Eine Reise um die Welt im Rahmen eines vierwöchigen Urlaubs — fürwahr die kühnsten Träume eines Jules Verne sind übertroffen!

## Lustige Ecke





„Aber Mann, Sie haben ja die Schranken den verkehrten Weg gestellt!"

Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z. o. p., beide in Bromberg.